

# **Einführung zu den deutsch-spanischen Kulturbeziehungen in Europa**

**Hans-Jörg Neuschäfer**

## **Eine Inventur aus deutscher Sicht**

Meine (ganz persönliche) Inventur der deutsch-spanischen Kulturbeziehungen beginnt (I) mit einem Rückblick auf Victor Klemperer und das Jahr 1926. Sie geht anschließend (II) auf das Jahr 1955 ein, in dem meine eigenen Erfahrungen begannen. Und sie endet (III) mit einem Blick auf die Gegenwart.

### **I**

Zunächst zu Victor Klemperer, dem Autor des viel gelesenen und viel diskutierten Tagebuchs aus der Hitlerzeit. Klemperer lehrte als Romanist an der TH Dresden. Weil er Jude war, verlor er 1933 seinen Lehrstuhl, und nur dem Mut seiner „arischen“ Frau ist es zu danken, dass er dem Vernichtungslager entkam. Eva Klemperer blieb die ganze Zeit bei ihm; zum Schluss in einem der Judenhäuser, wo man auf engstem Raum mit anderen Familien auskommen musste. Alles was Klemperer in den Jahren der Verfolgung erlebte, erlitt, beobachtete und hörte, hat er, mit bewundernswerter geistiger Disziplin und mit präzisen Formulierungen, einem geheimen Tagebuch anvertraut, wohl wissend, dass es bei Entdeckung zu seinem Todesurteil werden konnte. Erst 1995, 35 Jahre nach dem Tod des Verfassers, wurde es veröffentlicht und errang sofort einen beispiellosen Verlagserfolg, was Klemperer schließlich auch zu Ruhm in Westdeutschland verhalf, wo er bis dahin so gut wie unbekannt war. Dagegen konnte er in der DDR immerhin wieder auf seinen Lehrstuhl zurück; es wurden ihm zahlreiche Ehrungen zuteil, und vor allem genoss er dort die Zuneigung seiner Studenten, für die das aus dem Tagebuch hervorgegangene und in der DDR verlegte *LTI*

(Abkürzung für „Lingua tertii imperii“) ein Kultbuch war. Einer dieser Ex-Studenten, Walter Nowojski, seinerzeit Direktor des Aufbau-Verlags in Ostberlin, war es auch, der sich zur Veröffentlichung jenes (Teil)-Tagebuchs entschloss, das die Jahre 1933 bis 1945 umfasst und das in Kürze auch in Spanien, bei Galaxia Gutenberg, erscheinen wird. Nach dem großen Erfolg von *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten* erschienen in Deutschland nach und nach *alle* Klemperer-Tagebücher, die (zusammen mit anderen autobiographischen Schriften) den Zeitraum vom Anfang des 20. Jahrhunderts bis zu seinem Tod im Jahr 1960 umfassen. Damit verfügen wir über ein in Deutschland einzigartiges Dokument, mit dessen Hilfe man das gesamte Leben eines jüdischen Intellektuellen über einen langen Zeitraum aus der Innensicht verfolgen kann.<sup>1</sup>

In Bezug auf Spanien stehen wir allerdings vor einem bemerkenswerten Beispiel des Unverständnisses, ja des Widerwillens. Klemperer konnte nicht nur kein Spanisch sprechen oder lesen; er betrachtete die Beschäftigung mit Hispanistik, sobald sie über den engen Bereich der anerkannten literarischen Meisterwerke hinausreichte, überhaupt als etwas, das in der Universität nichts zu suchen hat.

Diese Aussage findet sich im Tagebuch von 1926, in dem Klemperer auf achtzig Seiten die einzige Reise beschreibt, die er, zusammen mit seiner Frau, nach Spanien unternommen hat, eine Reise, die von dem vergeblichen Versuch bestimmt war, sich der iberischen Kultur anzunähern. Das Unternehmen war über ein Stipendium der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, dem Vorläufer der DFG, finanziert und sollte drei Monate dauern, doch Klemperer ließ es schon nach zwei Monaten genug sein. Die Fahrt wurde schon mit Unlust begonnen, denn nach Spanien gehen hieß für Klemperer die Arbeit an seiner Geschichte der französischen Literatur im 19. und 20. Jahrhundert unterbrechen, die ihm viel mehr am Herzen lag. Bei der Ankunft im Hafen von Málaga zögert er das Verlassen des Schiffes so lang wie möglich hinaus. Als seine Frau und er sich am nächsten Tag endlich ausbooten

<sup>1</sup> Näheres bei Neuschäfer, Hans-Jörg (1997): „Klemperers Tagebücher. Eine Nachbetrachtung“. In: *Zeitschrift für Germanistik der Humboldt-Universität*; und ders. (2000): „Klemperers Spanienreise. Zum Tagebuch von 1926“. In: Rodiek, Chistoph (Hrsg.): *Dresden und Spanien*. Frankfurt: Vervuert.

lassen, sucht man unverzüglich Zuflucht in einer deutschen Pension, wo man sich drei Wochen lang förmlich abkapselt. Und obwohl Klemperer später das Land von Süden bis Norden durchmisst und von Málaga bis Barcelona die wichtigsten spanischen Städte besucht, beschränkt er sich hauptsächlich auf die Besichtigung der Sehenswürdigkeiten und vermeidet tunlichst den Kontakt mit Kollegen, Autoren oder sonstigen Einheimischen. Jedes Mal wenn eine neue Reiseetappe beginnt, registriert er das Ausreißen von Gutscheinen aus seinem RENFE-Abonnement mit der gleichen Befriedigung, mit der der Gefängnisinsasse die Strichliste jener Tage führt, die ihn noch von der Entlassung trennen. Die ganze seelische Pein, die ihm der Spanienaufenthalt bereitet, schlägt sich am Ende in einem körperlichen Symptom nieder: dem Ekel vor dem Olivenöl – ein Umstand, der heutzutage eher erheitert wirkt, angesichts des gesamteuropäischen Hedonismus, der nicht müde wird, die Vorteile der *dieta mediterranea* zu preisen. Als die Klemperers schließlich, wieder per Schiff, Spanien verlassen und von Barcelona nach Genua gelangen, wo 1926 schon der Faschismus herrschte, jubelt Klemperer im Tagebuch, als sei er einer Via crucis entgangen. Tatsächlich redet er wörtlich von unserem spanischen „Leidensweg“. Man bedenke, dass die folgenden Zeilen vom gleichen Autor stammen, der nur wenige Jahre später den *wirklichen* Faschismus kennen lernen und der dann in seinem Tagebuch so tapfer einen ganz anderen Leidensweg beschreiben und beschwören sollte, im Vergleich zu dem sich der spanische wie eine Quisquillie ausnimmt.

„Einer solchen konzentrierten Würde, einer solch klaren großen Kultur bin ich in Spanien nirgends begegnet. Hier [in Italien] lebt die Renaissance, hier ist sie rein, ohne afrikanische Beimischung [...]. Faschismus hin, Faschismus her – Italien ist Kulturland, es hat Europa erzeugt und lebt europäisches Leben; während Spanien wenig mit Europa [...] zu schaffen hat. [...] Und nirgends roch es nach Öl.“<sup>2</sup>

Nun war die Position Klemperers gewiss extrem negativ. Sie gibt aber dennoch einen Fingerzeig auf den allgemeinen Charakter der deutsch-spanischen Kulturbeziehungen und auf das Selbstverständnis der deutschen Romanistik, und das nicht nur für die zwanziger Jahre,

---

<sup>2</sup> Klemperer, Victor (1996): *Leben sammeln, nicht fragen wozu und warum*, Bd. II. Berlin: Aufbau-Verlag, S. 267.

sondern weit bis in die siebziger, also fast bis in die Gegenwart. Denn das Konzept der deutschen Romanistik war nur in der Theorie ein komparatistisches, das von der Gleichberechtigung der verschiedenen romanischen Kulturen ausging. In der Praxis wurde diese Gleichberechtigung aber nur in der historischen Sprachwissenschaft und in der Mediävistik respektiert; für die Moderne hingegen blieb die deutsche Romanistik lange sehr einseitig auf Frankreich fixiert. An zweiter Stelle, aber schon mit gehörigem Abstand, folgte Italien, und erst an dritter Stelle kam Spanien, das als einzigen Trumpf das *Siglo de Oro* ins Feld führen konnte. Dieses hatte ja bei den deutschen Romantikern großes Prestige genossen, wovon noch die Studien eines Karl Vossler oder Max Kommerell spätes Zeugnis ablegen. Vom 18. Jahrhundert an aber zählte Spanien überhaupt nicht mehr.

Die Lücke nun, welche die Universitäten mangels Interesse am modernen Spanien (und an Lateinamerika) offen gelassen hatten, füllten die Wirtschafts- und Dolmetscherschulen mit reiner Landeskunde aus, die, da sie auf eine vertiefte Betrachtung von Kultur und Geschichte verzichtete, ihrerseits ganz einseitig auf die kommerzielle Zweckmäßigkeit ausgerichtet blieb. Das wiederum machte die Abneigung der Kulturbeflissenen nur umso größer und brachte selbst jemanden wie Klemperer auf den Gedanken, die Hispanistik sei bloß eine Wissenschaft für „Ladenschwengel“. Man darf sich deshalb nicht wundern, dass just dieser Ladenschwengel-Verdacht (der nicht allein von Klemperer gehegt wurde) zusammen mit dem Desinteresse am nachbarocken Spanien die deutsche Hispanistik nach dem Zweiten Weltkrieg für längere Zeit ins Abseits geführt hat. Außerdem hatten ausgerechnet die Nazis jene Art von Landeskunde noch verstärkt, sodass auch von daher zu verstehen ist, dass es angeraten war, sich mit spanischer Literatur nicht allzu tief einzulassen, wenn man einen romanistischen Lehrstuhl anstrebte.

Man muss auch bedenken, dass noch während meines Studiums an der seinerzeit renommierten Universität zu Heidelberg (1954–1958) von den deutschen Dozenten kaum etwas Hispanistisches angeboten wurde. In vier Jahren gab es ein einziges Seminar über Cervantes (gehalten von einem bekannten Romanisten, der ebenfalls kein Spanisch konnte); keine Vorlesung und gleich gar nichts über Lateinamerika. Dabei hatten wir spanische Lektoren *de luxe*, die einer auf den anderen folgten: Gonzalo Sobejano, Fernando Díaz Plaja und Emilio Lledó. Es

war aber nur eine Handvoll Interessenten, die aus freien Stücken ihre Veranstaltungen besuchten. So hatten sie kaum etwas zu tun und stattdessen alle Zeit der Welt, in Ruhe ihre künftige Laufbahn vorzubereiten (was gewiss nichts Schlechtes war). Hingegen musste man die Veranstaltungen des französischen Lektors unbedingt besuchen, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, im Examen zu scheitern (was gewiss ebenfalls nichts Schlechtes war). Dieses Ungleichgewicht zwischen Französisch und Spanisch hing natürlich auch mit der politischen Situation nach dem Krieg zusammen. Ganz abgesehen davon, dass Französisch zu jener Zeit noch in ganz Europa als *die* Kultur- und Diplomatensprache galt, stand Frankreich unter anderem auch deshalb hoch im Kurs, weil es den (inzwischen etwas verblassten) Mythos der *Résistance* geschickt ins Spiel zu bringen verstand, während Spanien mit seinem Franco-Regime nicht das geringste Prestige genoss, gerade weil Deutschland selbst erst vor kurzem – und höchst oberflächlich – vom Nazismus zur Demokratie „umerzogen“ worden war.

## II

Damit sind wir bereits in die fünfziger Jahre eingetreten. Dreißig Jahre nach Klemperers Reise war auch ich keineswegs begeistert, als mir der DAAD 1955 eines seiner damals äußerst raren Auslandsstipendien zusprach. Aber nicht für Paris, wie ich gehofft hatte, sondern für Madrid. Auch ich konnte kaum Spanisch und brauchte es auch nicht. Für das Staatsexamen, ja sogar für eine romanistische Promotion genügte es, wenn man über einfache „Lesekenntnisse“ im Italienischen, Spanischen oder Portugiesischen verfügte. Wichtig war allein, dass man sich im Französischen auskannte. So konnte ich – genau wie Klemperer 1926 und wie meine drei deutschen Kommilitonen in Madrid – das Spanische in den ersten beiden Monaten nur radebrechen. Bei den Vorlesungen an der Universität verstand ich am Anfang kaum etwas (ich muss aber gestehen, dass es sich auch später, als ich gelernt hatte zu verstehen, nur selten lohnte). Es gab auch keine Tutorien für ausländische Studenten. Im Studentenheim, in dem wir – sehr komfortabel übrigens, für unsere Verhältnisse geradezu luxuriös – untergebracht waren, fühlten wir uns ein wenig deplaziert. Man hatte uns nämlich zu den zukünftigen spanischen Diplomaten gesteckt, die keine normalen Stu-

denten und älter waren als wir. Die konnten ihrerseits auch mit uns nicht viel anfangen, zumal unserem Outfit jeder Chic fehlte und man es uns ansah, dass wir aus bescheideneren Verhältnissen kamen als die meisten von ihnen. Zum Ausgleich hatten wir ziemlich viel Kontakt mit der Polizei, wo wir uns einmal im Monat melden mussten, um über unsere Beobachtungen in Studentenkreisen zu berichten (was wir nicht taten, zumal wir vom DAAD darauf vorbereitet worden waren). Gott sei Dank insistierte der Mann von der Polizei nicht; es war übrigens immer der gleiche. So beschränkten wir uns bald darauf, über unsere gemeinsame Fußball-Leidenschaft zu sprechen, und wenn ich mich seit jener Zeit als wirklichen Kenner der spanischen Profi-Ligen bezeichnen kann, so verdanke ich das nicht zuletzt der Unterweisung „meines“ Kriminalbeamten. Unangenehm war auch, dass das Außenministerium, das für die Auszahlung der Stipendienraten zuständig war, uns lange Zeit kein Geld gab, wohl aber eine lehrreiche Einführung in das Wesen der spanischen Bürokratie. Gott sei Dank brauchten wir in der *Residencia de Relaciones Culturales* (so hieß das Haus, das heute nicht mehr existiert) für das Essen nichts zu zahlen.

So also standen die Dinge nach zwei Monaten. Und als wir uns sagen mussten, dass es schlimmstenfalls auch in den restlichen so weitergehen könnte, beschlossen wir, die beiden Lektoren für Deutsch, die es damals an der *Complutense* (der einzigen Madrider Universität) gab, um Hilfe zu bitten. Es waren Wilhelm Muster und Walter Boehlich, die genauso wenig mit Arbeit überlastet waren wie die Spanisch-Lektoren in Deutschland und die, wie diese, die Zeit zur eigenen Weiterbildung nutzten. Beide wurden später wichtige Vermittler der spanischen Kultur im deutschen Sprachraum (so wie Lledó zum Vermittler der deutschen Philosophie in Spanien wurde). Der Österreicher Muster als renommierter Übersetzer und Boehlich als Cheflektor bei Suhrkamp. Kurzum: die beiden Herren schickten uns vier Germanistik-Studentinnen, die ihre Deutsch-Kenntnisse verbessern wollten und bereit waren, uns im Gegenzug zu anständigen Spanisch-Kenntnissen zu verhelfen. In der Tat hatten die Mädels genau so wenig Ahnung von deutscher Kultur und hochdeutscher Sprache (mussten dafür aber Althochdeutsch, Niederländisch und Indogermanisch „lernen“) wie wir von der spanischen. Während meine Kollegen bei dieser Studentinnen-Lotterie nicht vom Glück begünstigt waren, hatte ich – noch ohne es zu ahnen – das große Los gezogen. (Eine der ersten Taten meiner schon damals

kämpferisch veranlagten Tutorin war übrigens das Eintreiben der rückständigen Stipendien-Raten.) Kurzum: Wir kamen uns näher, wir wurden Freunde und wir verliebten uns und schließlich heirateten wir auch. Das ist heute zwar europäische Normalität geworden; damals war es aber noch etwas Außergewöhnliches: eine „echte Spanierin“ in dem überaus provinziellen Heidelberg, das so in Zucker eingemacht war wie das Oxford von Javier Marías, verbreitete durchaus einen Hauch von Exotik und wurde überall stark beachtet.

Also: nicht in der Universität (weder in der deutschen noch in der spanischen) begann meine spanische „Erziehung“, die kulturelle wie die sentimentale, sondern in der Verbindung mit Mercedes und später mit ihrer Familie. Und erst in dieser Verbindung erlangte ich mit der Zeit eine zweite Identität, meine spanische Identität, die genauso zu mir gehört, die ebenso bereichernd ist und die nicht weniger tief reicht als die deutsche.

Mit Mercedes entdeckte ich die spanische Literatur, und nicht nur die klassische, sondern auch die moderne. Mit ihr und mit unseren gemeinsamen Freunden lernte ich den Glanz von Madrid kennen, das schon damals eine Metropole war und einen jungen Mann, der aus Adenauer-Deutschland kam, richtig blenden konnte. Im Prado war damals noch viel Platz; das Nationalorchester erlebte unter Ataulfo Argenta einen Höhenflug; und das Kino trat mit Filmen von Bardem und Berlanga und von anderen kritischen Filmemachern aus dem langen Schatten der franquistischen Zensur heraus.

An diesem Punkt werden sich die jüngeren Zuhörer fragen, wieso unsere Verbindung so kulturzentriert war. Natürlich war sie nicht nur das. Aber „das andere“ lasse ich hier nicht nur aus Gründen der Diskretion unerwähnt. Es gab in dieser Beziehung vielmehr so enge Grenzen, dass sie heute geradezu grotesk erscheinen. Wenn wir im Café Händchen hielten, kam der Kellner und sagte: „Die Herrschaften mögen verzeihen; mir macht das natürlich nichts aus, aber an der Bar steht jemand, der sich beschwert hat.“ Und wenn wir im Westpark einmal eine einsame Bank gefunden hatten und ungestört zu sein hofften, trat wie von Zauberhand hervorgeholt ein uniformierter Sittenpolizist hinter dem Gebüsch hervor und verlangte die Ausweise. Für den Wiederholungsfall wurde dem weiblichen Teil die Benachrichtigung der Eltern angedroht; dem männlichen der Teufel der Ausweisung an die Wand gemalt. So blieb uns gar nichts anderes übrig als, frei nach Sigmund

Freud, die libidinösen Impulse möglichst zu sublimieren und sie in kulturelle Arbeit zu verwandeln.

### III

Wenn wir jetzt zur Gegenwart übergehen, muss zunächst festgehalten werden, dass die Dinge sich geändert und dass sie ohne Zweifel sich zum besseren gewandelt haben. Aber der Wandel ist noch relativ neu und es gilt dafür zu sorgen, dass er anhält.

Die Voraussetzung für diesen Wandel war in Deutschland die zunächst allmähliche, in den letzten zehn Jahren aber rasante Zunahme des Interesses an Spanien, und zwar auf allen Stufen des Erziehungswesens: von der Schule bis zur Universität. Dadurch wurde es überhaupt erst möglich, dass sich eine eigenständige deutsche Hispanistik entwickeln konnte, die nicht mehr von den Einschränkungen belastet ist, von denen vorher die Rede war. Zuerst wuchs das Interesse an Lateinamerika, aber seit ungefähr zwanzig Jahren ist auch das Prestige Spaniens ständig gewachsen. Anfangs dank der Konsolidierung der Demokratie nach dem gescheiterten Putsch vom Februar 1981, später und vor allem nach dem Eintritt Spaniens in die Europäische Union. Noch wichtiger für eine neue Etappe in den kulturellen Beziehungen beider Länder und für eine wirkliche Öffnung Spaniens für Europa wurde aber, seit Mitte der achtziger Jahre, der Beginn einer aktiven spanischen Kulturpolitik, auf die wir so lange hatten warten müssen.

Spürbar wurde dieser Wandel in der Kulturpolitik zuerst an der Arbeit der spanischen Botschaft, nicht nur dank verschiedener Exzellenzen, denen die Verbesserung der Kulturbeziehungen wirklich am Herzen lag, sondern auch dank einiger dynamischer Kulturattachés, die sich zudem auf exzellente Mitarbeiter stützen konnten. Nützlich war auch die Tätigkeit der „Sprachberater“, der *consejeros lingüísticos*, die von der spanischen Regierung zur Verfügung gestellt wurden und Basisarbeit vor allem an den Gymnasien verrichteten. Dank der finanziellen und logistischen Unterstützung durch die Botschaft konnten deutsche Universitäten jetzt auch herausragende spanische Autoren und Filmemacher einladen, die wegen ihres meist recht extrovertierten Charakters Studenten (die sonst so ungern zu Vortragsveranstaltungen gehen) magisch anzogen und viel dazu beitrugen, dass die Hispanistik anfang richtig zu boomen.



Später wurden die Institutos Cervantes in München und Bremen gegründet, denen sich ab Herbst 2002 noch eines in Berlin hinzugesellen wird. Welch großer Unterschied zwischen dem „Vorher“ und „Nachher“ bei der spanischen Kulturarbeit in Deutschland besteht, kann man gut an der Entwicklung des Münchner -Instituto Cervantes ablesen. Denn während Bremen eine Neugründung war, knüpfte das Institut in München im gleichen Gebäude an das alte Spanische Kulturinstitut an, das wir ironisch „Institut für Folklorismus“ nannten. Inzwischen hat es sich zu einem der aktivsten und attraktivsten ausländischen Kulturzentren in Deutschland entwickelt, von dem aus viele der dort vortragenden oder ausstellenden Autoren, Filmregisseure, Journalisten, Musiker, Fotografen und Maler in andere deutsche Städte ausschwärmen. Und wenn sich früher ein Dutzend Hörer im großen Saal verloren, herrscht heute oft qualvolle Enge; wie z.B. im letzten Jahr, als Carlos Saura sein Buch *¡Esa luz!* vorstellte und eine Ausstellung mit seinen Fotografien aus den fünfziger Jahren eröffnete, in denen die Jüngeren ein Spanien kennen lernen konnten, das sich noch kaum von dem unterschied, das Luis Buñuel in den dreißiger Jahren in seinem Film *Tierra sin pan* portraitiert hatte.

Und schließlich dürfen auch die Anstrengungen der hispanistischen deutschen Lehrer- und Hochschulverbände nicht vergessen werden, die es erreicht haben, dass das Spanische schon an vielen Gymnasien und Universitäten endlich den institutionellen Rang erreicht hat, der ihm zukommt. Es ist zu hoffen, dass dies bald überall so sein wird. Nicht nur der Schulunterricht hat sich in den letzten Jahren ungemein belebt, auch die hispanistische Forschung hat sich „emanzipiert“. Denn auch wenn in Deutschland schon *vorher* immer wieder wichtige Veröffentlichungen zur Hispanistik zu verzeichnen waren<sup>3</sup> – aber auch das ändert

---

<sup>3</sup> Ich denke z.B. an Hugo Friedrich oder Fritz Schalk, die zur Generation meiner Lehrer gehörten, deren Arbeiten aber nicht ins Spanische übersetzt wurden. Erst seit Mitte der sechziger Jahre wurden vereinzelt wichtige deutschsprachige Beiträge der Hispanistik übersetzt, z.B. Hinterhäusers *Estudios sobre los „Episodios nacionales“ de Galdós* (1963) oder Siebenmanns *Los estilos poéticos en España desde 1900* (1973). Übrigens ist gerade das sicher berühmteste Buch Hugo Friedrichs, *Die Struktur der modernen Lyrik*, das im Prinzip die ganze Romania und darüber hinaus Deutschland und England berücksichtigt, ein Schulbeispiel dafür, wie die Gewichte vor der Emanzipation der Hispanistik verteilt waren: Als Richt-

nichts am Grundsätzlichen, nämlich der Orientierung am Modell der französischen Kultur, selbst in der kindischen Enttäuschung –, so ist doch auch festzuhalten, dass ihre Zahl gering war, dass noch bis vor wenigen Jahren in den allermeisten Schulen das Spanische nicht zum Fächerkanon für das Abitur zählte und dass man, ebenfalls abgesehen von wenigen Ausnahmen, kein Universitätsexamen mit Spanisch als Hauptfach ablegen konnte. Und solange diese Situation andauerte, fehlte der deutschen Hispanistik die Basis, über die sie erst jetzt zu verfügen beginnt.

Zum Schluss möchte ich noch auf etwas zu sprechen kommen, das auf den ersten Blick wenig mit Kultur zu tun hat, wenigstens nicht mit der offiziellen. Und trotzdem handelt es sich *auch* um eine kulturelle Anstrengung, die, ganz im Stillen, entscheidend zur europäischen Integration Spaniens beigetragen hat. Ich rede von den spanischen Emigranten, nicht von den intellektuellen (das wäre ein anderes Thema), sondern von jenen, die Anfang der sechziger Jahre in großer Zahl ihre Heimat verlassen mussten, weil es dort keine Arbeit für sie gab. Für sie, die man euphemistisch „Gastarbeiter“ nannte, bedeutete der Kulturschock, die Unkenntnis der fremden Sprache und die zumindest vorübergehende Trennung von der Familie eine harte Prüfung. Dennoch kann man jetzt, vierzig Jahre später, davon reden, dass dieses Abenteuer, das auch schlecht hätte ausgehen können, in vielen Fällen einen zufrieden stellenden Abschluss fand. Und dies nicht, weil das entsendende oder das empfangende Land viel unternommen hätte, um die Folgen dieses massenhaften Umzugs zu mildern. Sondern dank der Beharrlichkeit und der Disziplin der Betroffenen selbst, die alles dafür taten um ihre Familien wirtschaftlich und kulturell voranzubringen. Ich werde nie vergessen, wie die Eltern ihre Kinder bis zu fünfzig Kilometer weit zum Nachmittagsunterricht meiner Frau brachten, wo sie auf die

---

schnur dient die französische Lyrik, vor allem die Baudelaires und Mallarmés, und die spanische wird nur insoweit herangezogen, wie sie diesem Vorbild entspricht. Man darf auch nicht vergessen, dass das deutsche Verhältnis zu Frankreich keineswegs nur von Bewunderung geprägt war. Kein geringerer als Karl Vossler – daran hat H.U. Gumbrecht in seinem unlängst (2002) erschienenen *Vom Leben und Sterben der großen Romanisten* erinnert – hat 1919 als Reaktion auf den „Versailler Schandfrieden“ gefordert, das Französische als Pflichtfach an Gymnasien durch Spanisch zu ersetzen.

mittlere Reife in ihrer Muttersprache vorbereitet wurden, und wie nachhaltig die wachsende Vertrautheit mit der eigenen Sprache und Kultur auch den Lernerfolg in der deutschen Schule beflügelte. So erreichten die Kinder dank dem nie erlahmenden Interesse ihrer Eltern ein kulturelles und oft auch ein soziales Niveau, von dem ihre Eltern nicht einmal hatten träumen können. Heute ist ein Großteil der Emigranten nach Spanien zurückgekehrt; andere sind nur deshalb in Deutschland geblieben, weil ihre Kinder dort Fuß gefasst haben. Aber auch diejenigen, die zurückgekommen sind, haben im Allgemeinen keine schlechten Erinnerungen an Deutschland, und die Deutschen selbst sprechen mit Respekt von Menschen, die auch durch ihre Herzlichkeit und ihren Sinn für Solidarität das Ansehen Spaniens gemehrt haben, und zwar *bevor* es Politiker oder Schriftsteller taten. Diejenigen, die heute so gern von Spanien als von dem Preußen des Südens reden, sollten sich bewusst sein, dass die Legitimation für diesen schicken Werbeslogan auch jener Generation friedlicher und bescheidener Konquistadoren zu danken ist.